

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

In seiner Gewalt war nun das Pfand, das sein Vater, ohne ihn nur einer Mittheilung zu würdigen, dem Diener zur Bestellung übergeben hatte. Warum war diese noch nicht geschehen? Wie kam heut das Kästchen zur Nachtzeit auf Frieders Tisch und wenn es so wichtig war, weshalb schlief er bei offener Thür? Jedenfalls konnte dies heimliche Wesen hinter dem Rücken seines Herrn nicht gebuldet werden, es war Zeit, den Alten zu entlassen. Egon betrachtete das Kästchen genauer, wog und schüttelte es in der Hand: es enthielt nach dem Geräusch wirklich nur Papiere. Daß er es der Gräfin nicht zustellen wolle, stand ihm fest; aber sie konnte immerhin durch sein Billet, das sich über den Fund nicht deutlich aussprach, in Ungewißheit gelassen werden, was damit eigentlich gemeint sei, um so eher mußte sie bewogen werden, ihn anzunehmen, besonders wenn sie etwas von der Existenz dieses Kästchens und daß es ihr zugebacht gewesen, wußte. Den Schlüssel aber — der Alte mußte noch den Schlüssel herausgeben, den er jedenfalls auch in Verwahrung hatte.

Pünktlich zu der befohlenen Zeit stellte sich Frieder ein, läugnete aber einen Schlüssel zu haben und zwar mit solcher Ehrlichkeit, daß der Prinz, der ihn kannte, nicht an seinem Worte zweifeln konnte. Als ihm der alte Mann nun so gegenüberstand und ihn mit seinen treuen Augen traurig ansah, als wolle er ihn fragen, wodurch er denn diese Behandlung verdient habe, da that er Egon plötzlich leid. „Sage mir nur eins!“ sprach er mit verändertem Tone. „Mein Vater wird Dir doch gegen mich kein falsches Spiel befohlen haben. Du sollst dies Kästchen der Gräfin Hohenwehr übergeben — Ja oder nein?“

„Wenn es Durchlaucht denn wissen — ja!“ erwiderte Frieder.

„Also wirklich!“ rief der Prinz. — „Und dies Bild, kennst Du es?“ Er hielt ihm das gefundene Portrait vor. Der Alte war sichtlich betroffen und warf einen zweifelhaften Blick nach dem Kästchen, das auf dem Tische stand.

„Haben Sie es erbrochen, gnädiger Herr?“ fragte er mit vorwurfsvoller Miene.

„Nichts erbrochen! Glaubst Du, es habe in dem Kästchen gesteckt?“ entgegnete der Prinz. „Ich habe es in dem Schreibtische gefunden. Du kennst das Bild — was bedeutet das Datum, das über fünfzig Jahre alt ist?“

Frieder schien einen Augenblick unschlüssig über die Antwort, dann sagte er: „Das Bild stellt die Mutter der Frau Gräfin von Hohenwehr vor; Ihr Herr Vater hat es in der russischen Campagne von

mir bekommen, der es von einem gestürzten und gefangenen feindlichen Offizier erbeutet hat: ich war Chevaugleger bei den Würzburgern, wie Sie wissen.“

„Aber das wird ja ein Gewirr, das nicht zu zerreißen ist!“ rief der Prinz. „Dies Bild ist also nicht die Gräfin — sondern ihre Mutter: die täuschende Aehnlichkeit ist also durch drei Geschlechter gegangen!“ Er betrachtete die schönen Züge einen Moment in trunkener Selbstvergessenheit, dann fuhr er auf: „Der russische Offizier, den Du gefangen nimmst, war jedenfalls der Mann dieser Frau — wie hieß er?“

„Erlauben Sie, der Mann war es nicht — diese Dame hat einen Andern geheirathet und erst ihre Tochter ist lange nachher die Frau des Grafen Hohenwehr geworden, das war eben der russische Offizier, dem ich nach Kriegsgebrauch die Beute abnahm. Das Bild hätte ich ihm wohl zurückgegeben, aber wir wurden gleich darauf von russischen Husaren angegriffen und geworfen und mein Gefangener dabei wieder befreit: seinen Namen las mein Herr nachher in der Brieftasche, die ich ihm mit sammt dem Bilde gab: Uhr und Geld gehörte natürlich mir.“

Der Prinz erwog diese seltsame Mittheilung. Der verstorbene Gemahl der Frau, die er anbetete, hatte in seinen jungen Jahren bereits mit ihrer Mutter in einem nähern Verhältniß gestanden, das bewies das Bild, welches ihn in den Krieg begleitet hatte. Frieder schien mit Allem vertraut zu sein —

„Du hast es von meiner Kindheit an treu mit mir gemeint,“ sagte er freundlich. „Schau, es ist gar kein Grund, warum Du mir jetzt, wo mein Vater todt ist, diese Geschichten nicht erzählen willst: das wird Dir mein Vater doch nicht verboten haben.“

„Das grade nicht — erwiederte Frieder, indem er wieder nach dem Kästchen sah. „Ich weiß auch nicht viel davon. Mein Herr sagte mir vor langer Zeit einmal, als er grade das Bild einmal wieder fand: Die hat nun auch geheirathet, aber nicht den Hohenwehr. Das war lange nach dem Frieden und mein Herr hatte unterdessen den Grafen kennen gelernt, das Bild ihm aber nicht wiedergegeben; der mochte es wohl auch haben wollen, denn er ist unverheirathet geblieben, bis er als alter Herr endlich die Tochter zur Frau nahm.“

„Und als er gestorben war, verlobte sich mein Vater mit ihr!“ setzte der Prinz lebhaft hinzu. „Wer weiß, was die Zukunft noch bringt!“ — Er übergab ihm jetzt das Billet an die Gräfin zur Bestellung und schlug die dringende Bitte um das Kästchen entschieden

ab. „Wenn es Dir so sehr am Herzen lag, warum stellst Du es frei hin und schläfst bei offenen Thüren?“ sagte er mit dem Uebermuth des Herrn, der keine Rechtfertigung einer gewaltthätigen Handlung braucht. „Ich muß die Chatouille für die meinige ansehen — das Weitere wird sich finden.“

Frieder senkte den Kopf und ging. Wie hätte er sich von dem jungen Herrn, den er von Kindesbeinen an gehegt und gepflegt hatte, gleich seinem Augapfel, noch vor wenig Tagen eine solche Behandlung erwartet! Welcher böse Geist war denn plötzlich über ihn gekommen? Die einzige Hoffnung des treuen Dieners blieb, daß in dem Briefe an die Gräfin wohl die Sache erwähnt sein und dadurch in Ordnung kommen werde — sonst stand er ja gradezu als Dieb da! Der Prinz beobachtete am Fenster Frieder's Abfahrt; einen Moment hatte er ihm doch das Kästchen mitgeben wollen, aber er mußte wissen, was es enthielt — nicht aus erbärmlicher Neugier, sondern weil es sie betraf. Immer brennender wurde das Verlangen in seiner Seele und als er den Wagen im Fortrollen erblickte, ging er rasch in das anstoßende Zimmer des wunderlichen Baues, das, in altgothischem Stil ausgestattet, eine Waffensammlung enthielt. Sein Werkzeug hatte er schon vorher erkoren, es war ein malaiischer Dolch mit starker Klinge. Er nahm die Waffe von der Wand und eilte zurück in sein Kabinet, wo er ohne sich nur einen Moment zu besinnen, aber mit fieberhaft gerötheten Wangen, den Dolch einsetzte, um das Erbstück seines Vaters, das nicht ihm zugebacht war, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft zu erbrechen. Das gute Schloß gab nicht nach, aber die Fugen der zierlich gearbeiteten Chatouille lösten sich und als der Deckel krachend aufsprang, durchzuckte es den Prinzen doch, wie ein Gefühl begangenen Unrechts, Briefe und Schriften — seines Vaters Hand, ein Tagebuch! Und unter demselben mit schmalem Seidenbände umschnürt, ein Heft: die zierlichen Schriftzüge einer Frau — Gedenkblätter, wie er sah, ein Name auf dem Umschlage: Adelheit! War das ihr Name? Er hatte sie bis jetzt nicht zu nennen gewußt — zitternd vor Aufregung riß er das Band ab und drängte sich frechen Auges in das Heiligthum eines Frauenherzens.

Wie auf der schimmerndsten Frühlingslandschaft zuweilen ein Schatten dahinzieht, und das Auge nicht zu erkennen vermag, welches Gewölk momentan den

Glanz der Sonne umflort hat, so war es mit Diana's bräutlichem Glück. Fühlte die Mutter eine Abneigung gegen Kuno? Ihr Wesen, wie sehr sie es zu beherrschen suchte, ließ fast keine andere Deutung zu und als Diana sie einmal besorgt und traurig darüber gefragt hatte, hatte sie es zwar heftig geläugnet, war aber doch so außer Fassung gewesen, daß es nur dem Gefühl, durchschaut zu sein, zugeschrieben werden konnte! Und Kuno weihte ihr stets die zarteste Aufmerksamkeit, sie selbst hatte einst, als Diana's süßes Mädchenheimniß von ihr errathen worden und Kuno mit seiner Werbung ihr genahet war, ihre Einwilligung freudig, fast überraschend schnell gegeben! Wodurch hatte der Geliebte denn ihr Wohlwollen verschert? Ein ernster Vorwurf konnte ihn nicht treffen, sonst würde sie ihr Wort noch in letzter Stunde zurückgenommen haben. Unbegreiflich, daß er die Verstimmung der Mutter gegen ihn gar nicht bemerkte, Diana hätte so gern mit ihm darüber gesprochen, aber sie wagte es nicht. Vielleicht hing es mit den unverständenen Aeußerungen der Mutter in jener Nacht zusammen, denen keine volle Aufklärung gefolgt war: eine Erinnerung, welche Diana stets von Neuem beunruhigte, da die Mutter jede Andeutung absichtlich überhörte oder zurückwies; sie bereute wahrscheinlich, daß sie sich hatte nur so weit hinreißeln lassen.

„Ich werde das erfahren, wenn ich Kuno's Frau bin!“ damit tröstete sich Diana endlich.

Noch ein anderer Schatten war über ihren Himmel gezogen: Irenens plötzliche Abreise. Sie hatte keine Ahnung gehabt, daß diese unmittelbar bevorstehe und war daher überrascht und bestürzt gewesen, als Irene zu ihr gekommen war, um gleichsam im Fluge Abschied zu nehmen. Kuno's Gegenwart hatte ein freies Ausprechen verhindert, auch war Irene nur eine kurze Weile geblieben, in welcher sie meist mit der Mutter gesprochen und auch Kuno, welchen sie seit der Verlobung nicht gesehen, ihren Glückwunsch in freundlichster Weise gesagt hatte, sie war sehr bewegt gewesen, wie es ja nach Allem, was Diana über ihr Verhältniß zur Tante und die Veränderung ihrer Lage wußte, nicht anders sein konnte. Eben so natürlich schien es, daß ihre Bewegung gestiegen war, als Kuno, wie er doch nicht anders konnte, von Lauensee mit ihr gesprochen und Diana sie dringend an die Zusage ihrer Tante erinnert hatte. Im Vorzimmer dann, wohin sie diese begleitete, war sie der Freundin schmerzlich weinend um den Hals gefallen und Beide hatten kein Wort mehr sprechen können, wie voll auch Diana's Herz

gewesen. Noch an demselben Tage war Irene dann mit der Dame, deren Begleiterin sie werden sollte, abgereist. Aber zum Herbst kam sie hoffentlich zurück: sie mußte ja unter den Brautjungfern sein, Diana rechnete fest darauf.

Frau von Ruhl war nun allein. Ihr erstes Gefühl war das einer gewissen Befriedigung. Sie war der Pflicht, die sie hatte übernehmen müssen, enthoben, von der Last, zu welcher ihre Nichte leider für sie geworden war, befreit. Die Hoffnung, daß sie hier noch eine glänzende Partie machen werde, hatte die erfahrene Frau aufgegeben; wenn dies in solchen Kreisen, wo die Ehefrauen bei den riesig gewachsenen Ansprüchen des Lebens erschreckend im Zunehmen ist, nicht gleich im ersten Anlaufe, gleichsam durch Ueberrumpelung geschieht, so ist es vorbei! Das letzte verzweifelte *va banque!*, das allerdings viel versprach, war durch Irenens eigene Thorheit verloren gegangen und es war für die Tante ein Triumph gewesen, daß die Strafe der kindischen Gefühlschwärmerei gleich auf dem Fuße gefolgt war und der Erkorene, für den sie im Stillen geseufzt, eine Andere gewählt hatte. Sie war lächerlich geworden und mußte vom Schauplatz verschwinden. Auf einem andern Terrain, wo man sie nicht kannte, unter naturwüchsigern Verhältnissen, wie sie dort, wo ihre Dame länger zu verweilen gedachte, noch herrschten, war vielleicht für sie noch eine Aussicht, denn daß sie, die unglückliche Liebe im Herzen, zeitlebens entsagen werde, konnte die Tante nur zum Lachen finden. Freilich war es zuviel verlangt, daß sie nach ihrer Heimkehr zu der Freundin gehen und — deren Kinder wiegen sollte; die gütige Frau hatte mit dieser Idee sie nur ein wenig gekitzelt, wie sie es ausdrückte, mit scharfen Stacheln allerdings. Ihr war es eine Genugthuung, da sie durch Irenens unverantwortlichen Leichtsinns auch gelitten hatte: ihre wankende Stellung in der Welt wäre dadurch gestützt worden, denn sie hatte sich in letzter Zeit endlich trotz alles Sträubens den eindringlichen Bethörungen ihres Sachwalters nicht mehr verschließen können, daß sie ihr gewohntes Leben, welches Jahr für Jahr ihr Vermögen verringert hatte, aufgeben und sich in eine bescheidene Existenz zurückziehen müsse. Wie aber ein Unglück selten allein kommt, so war unmittelbar nach dieser Erkenntniß auch der letzte Anker, den sie ausgeworfen hatte, verloren gegangen: der Prozeß, welchen sie in Bezug auf die Erbschaftsmasse ihres Bruders gegen den Rath ihres Sachwalters erhoben; sie war auf zweifelhafte Documente gestützt, mit Forderungen

aufgetreten, welche, wenn sie dieselben erstreiten konnte, aus dem Schiffbruch von Lauensee, der Irene Alles geraubt, doch für sie, die Tante, ein Bedeutendes gerettet hätten. Die Nachricht, daß Lauensee, welches einstweilen verwaltet worden war, jetzt verkauft sei, hatte sie, weil ihr Sachwalter sie noch nicht davon in Kenntniß gesetzt hatte, zwar beunruhigt, aber zugleich mit Hoffnungen erfüllt, daß die Angelegenheit nun geordnet sei — wie schrecklich war sie enttäuscht worden! Ihr Anwalt wußte bereits um Alles und wenn er sie noch nicht damit entsetzt hatte, so war es nur, weil er sich erst überzeugen wollte, ob auch der schwache Schimmer eines möglichen Vergleichs, den er noch fest hielt, sich als trügerisch beweisen werde. Diese Ueberzeugung hatte er eben gewonnen, als ihn die grade Frage seiner Mandantin in die herbe Nothwendigkeit versetzt, ihr die ganze ungeschminkte Wahrheit zu sagen und dem Sturm ihrer Vorwürfe, die ihre Geschicklichkeit, ja seine Ehrlichkeit angegriffen, mit Resignation Stand zu halten. Irene hatte nicht mehr darunter zu leiden, sie war schon abgereist. Das Gefühl der Befriedigung darüber machte nun einer schneidenden Feindseligkeit gegen die ganze Welt Platz. Ihr Haß traf vorzüglich die Weiden, welche sie schon abenteuernde Damen genannt hatte: der Tochter war es gelungen, gleich beim Eintritt in die Welt sich ein glänzendes Loos zu erringen, denn man wußte jetzt, daß der junge Mann, den man zwar empfehlend schön und männlich gefunden, aber in seinem unscheinbaren Civilleide als Refusen des bekanntlich vermögenslosen Generals Proß geringschäßig betrachtet hatte, sehr reich und beneidenswerth unabhängig sei, um den Staatsdienst und die Uniform, Civil- wie Militär-, verschmähen zu können; neben der Tochter prangte die Mutter noch wie eine Ninon de l'Enclos in unvergänglicher Schönheit und hatte eine Eroberung an dem Prinzen Westerheld gemacht, der sich in gewohnter Unbesonnenheit verrathen hatte: sie war klug genug, ihm die Gunst zu versagen, an einem flüchtigen Liebesverhältniß konnte ihr nichts liegen, sie mußte ihn fesseln, voll und ganz haben mit seiner Fürstkrone und seinem Reichthum, dann blieb ihr ja immer noch die Freiheit, ihr Leben anderweit zu versüßen, wenn ihr der simple Gemahl nicht genügte. So dachte Frau von Nuhl und sie ließ es sich angelegen sein, mit eifrigem Rattenzahne bei ihren zahlreichen Verwandten an dem Rufe der „schönen Avantiüriere“ zu nagen, von deren Vergangenheit sie allerlei geheimnißvolle Winke fallen ließ. Sie wußte es dabei sein zu lassen, daß sie selbst nie die Urheberin der schlim-

men Voraussetzung war, sondern daß sie dieselben stets im Geiste ihrer Zuhörerinnen aufwachsen ließ und selbst nur den Schluß zog, über den sie dann ganz erstaunt war. Wodurch hatte denn die arme Gräfin diesen Haß verdient? Was hatte sie, die gegen alle Welt freundlich war, diese Frau beleidigt, daß sie von ihr unerbittlich verfolgt wurde? Sie war schön und reich — ihr Glück ihr Verbrechen! War Adelheid Hohenwehr aber glücklich?

Sie mußte es ja sein, sie mußte ihr Glück in dem ihres Kindes finden. Das junge Paar saß im traulichen Gespräch bei der Mutter, es wurden Pläne für die Zukunft entworfen, schöne Pläne für eine Rheinreise nach der Vermählung.

„Wir bleiben dann einige Zeit in Wiesbaden!“ rief Diana lebhaft. „Mama hat mir soviel davon erzählt.“

Der Mutter mochten dadurch eher traurige Empfindungen geweckt werden, sie wurde der Antwort durch Kuno überhoben, welcher von den schönen Punkten am Rhein überhaupt sprach und sie fühlte es, wie er Alles vermied, was sie verletzen könnte. O hätte sie einen vollen Trunk aus dem Lethe, einen Trunk des Vergessens gehabt für sich und auch für ihn! Denn wie edel er auch war und sie nicht ahnen ließ, daß er sie einst durchschaut habe — sie wußte doch, daß sie sich an ihn verrathen hatte und wenn ihr das in die Seele kam, dann hätte sie vor Scham und Schmerz vergehen mögen!

In dieser Stimmung wurde ihr ein Billet übergeben, das der Jäger des Prinzen Westerheld überbracht hatte: er ließ zugleich um eine Minute gnädiges Gehör bitten. Die Gräfin stand auf und beschied ihn in ihr Zimmer. Ehe er eintrat, hatte sie schnell das Billet erbrochen und gelesen, sie erbebte bei der Nachricht, die es enthielt.

„Was bringen Sie mir, Frieder?“ rief sie dem Jäger entgegen.

„Durchlaucht — gnädige Gräfin wollte ich sagen — mein hochseliger Herr hatte mir ein Paar Stunden vor seinem Hinscheiden befohlen, Ihnen, sobald ich dazu Gelegenheit hätte, aber zu eigener Hand ein Kästchen zu übergeben, das er in Rhanna an einem verborgenen Orte aufbewahrt hatte —“

„Sie bringen es mir?“ rief die Gräfin.

„Ich wollte mir heut dazu Urlaub erbitten; ich hatte das Kästchen, weil ich es am Tage nicht aus seinem Versteck holen konnte, bei Nacht hervorgeholt und mit in meine Stube genommen, wohin kein Mensch

kommt — da war mein junger Herr vor Tage aufgestanden und kam zu mir, was er noch in seinem Leben nicht gethan hat, um mich zu wecken, er sah das Kästchen und nahm es weg! Ich bat ihn, mir's wieder zu geben, er schlug es aber ab und wollte noch den Schlüssel von mir haben, den ich nicht besitze — "

(Fortsetzung folgt.)

F u i l l e t o n .

(Eine zertrübte Illusion.) Vor etwa einem Jahre machte ein junger Rechtsgelehrter in Wien, Dr. K., in einer Gesellschaft die Bekanntschaft einer reichen Dame, die zwar längst den Mai des Lebens hinter sich hatte, sich aber trotzdem noch sehr gern „gnädiges Fräulein“ tituliren und sich so viel als möglich fetiren ließ. Dr. K. besaß in seinem vortheilhaften Aeußern und einer interessanten Unterhaltungsgabe ganz die Eigenschaften, sich dem schönen Geschlecht beliebt zu machen und gefiel auch dem alten Fräulein M. so wohl, daß sie ihn einlud, zuweilen des Abends eine Tasse Thee bei ihr zu trinken. Dr. K. kam dieser Einladung mit Vergnügen nach, da die Dame ihn nicht bloß stets in ihrem prächtigen Hause trefflich bewirthete, sondern auch mit vieler Lebhaftigkeit zu plaudern wußte, so daß der junge Mann, der sie wie eine Art mütterliche Freundin betrachtete, sich recht wohl und gemüthlich fühlte, wenn er sie besuchte.

So ging Alles eine Zeit lang recht schön, bis vor einiger Zeit Fräulein M. die Bemerkung zu machen glaubte, daß ihr junger Freund etwas weniger lebhaft als sonst und vielmehr einigermaßen niedergeschlagen zu sein scheine. Dr. K. bestätigte diese Vermuthung auch unter tiefem Seufzen und seine Gönnerin befragte ihn hierauf theilnehmend um den Grund seines Kummer's. Lange wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, endlich gestand er mit beschämtem Erröthen, daß er eine stille Liebe im Herzen trage. — „Ist es möglich?“ meinte Fräulein M., dann setzte sie lächelnd hinzu: „Und was finden Sie dabei so Trübseliges? So heirathen Sie doch Ihre Angebetete!“

„Ja, wenn das nur so leicht wäre,“ entgegnete der Doctor, „aber die Dame meines Herzens ist reich, sehr reich, und ich bin nur ein armer Aspirant, habe nichts als meinen Doctor-titel, und erst wenn meine dreißig oder vierzig Vorgänger placirt sein werden, erhalte ich Aussicht auf eine Advocatur.“

Das Fräulein setzte das Gespräch nicht weiter fort, sondern lächelte still in sich hinein. Sie hatte gleich im ersten Augenblicke schon als der Doctor ihr erklärte, daß er verliebt sei, den Gedanken gefaßt oder vielmehr errathen, daß sie selbst die von ihm Angebetete sei, und gar, als sie den Nachsatz vernahm, die Dame seines Herzens sei reich, da blieb ihr kein Zweifel mehr darüber, daß die Erklärung nur an ihre Adresse gerichtet sein könne. Freudig und mit ganz jugendlichem Feuer pochte ihr Herz, denn sie hatte es sich längst schon heimlich gestanden, daß

sie dem jungen Rechtsgelehrten außerordentlich hold sei — sie hatte ihm das sogar recht oft schon in seiner Weise zu verstehen gegeben, aber bis jetzt hatte er dem Anscheine nach keinen ihrer zarten Winke begriffen, bis er sich selbst von Amors Pfeilen getroffen gefühlt und das Geständniß nicht mehr in seinem Herzen verschließen konnte. Sie reichte ihm mit huldvollem Lächeln die Hand zum Abschiede und ermunterte ihn, nur nicht zu verzagen, wer weiß wie nahe ihm sein Glück schon sei.

Fräulein M. verbrachte hierauf die Nacht in einer fieberhaften Aufregung; sie war entzückt über das ungewöhnliche Zartgefühl des jungen Mannes, der es nicht wagte, der Geliebten sein Herz allein ohne einen Geldsack zu Füßen zu legen, und beschloß, ihn dafür glänzend zu belohnen.

Am nächsten Morgen eilte sie in aller Frühe in die Kanzlei ihres Notars, ließ dort eine Schenkungsurkunde aufsetzen, in der sie den Dr. K. zum Besitzer einer Hälfte ihres Hauses im Werthe von 140,000 Gulden, da das Haus einen Gesamtwertb von 280,000 Gulden besaß, machte. Sie ließ Alles auf das Sorgfältigste in Ordnung bringen, sorgte sogar dafür, daß der Doctor gleich in den Grundbüchern als Miteigentümer ihres Hauses eingetragen wurde, und übersandte hierauf demselben die Schenkungsurkunde nebst einem zärtlichen Briefchen, dessen Schlußzeilen ungefähr so lauteten: „Nun, da Sie ein reicher Mann geworden sind, hoffe ich, daß Sie auch den Muth haben werden, um die Hand Ihrer Erkorenen anzuhalten.“

Nach Abfertigung dieses Schreibens erwartete sie in großer Aufregung jede Minute, daß der Beschenkte auf den Flügeln der Liebe zu ihr eilen und ihr zu Füßen fallen werde, allein sonderbarer Weise verging eine Stunde nach der andern und er kam nicht. Was mochte der Grund hiervon sein? War der junge Mann vielleicht so sehr von seinem Glück überwältigt, daß er den Kopf verloren hatte, oder wollte er nicht daran glauben? Ach nein, so war es nicht. Wohl war der gute Doctor außer sich vor Glück und Ueberraschung, aber er besann sich nicht sehr lange, sondern ging mit dem Brief und der Urkunde sofort eilenden Fußes in die Wohnung der Geliebten. — Die Täuschung bestand nur darin, daß diese Heiliggeliebte nicht Fräulein M. war, von der er nie im Entferntesten geahnt, daß sie noch an Liebe denken oder gar Liebe erwarten könne, sondern ein junges, hübsches und sehr wohlhabendes Mädchen, Fräulein F., die seine Neigung zwar erwiderte, sie aber gleichfalls als hoffnungslos betrachtete, da ihre Eltern sie nur einem vermögenden Manne zur Frau geben wollten. Dr. K. vergaß also in der Freude seines Herzens, zu seiner großmüthigen Gönnerin zu gehen und ihr zu danken, sondern nahm seinen Weg sogleich zu seinem Liebchen, der er sein Glück mittheilte, worauf ihre Angehörigen dem nun zum reichen Manne avancirten Freier ohne Weiteres das Jawort, welches ihm der Mund der Geliebten ausgesprochen, bekräftigten. Der überfelige Bräutigam ließ noch am selbigen Tage seine Verlobungskarten drucken und seine Gönnerin und Mithausbesitzerin, Fräulein M., stand des andern Morgens wie versteinert da, als sie ein Paar Visitenkarten, zierlich durch ein blaues Bändchen verbunden, zugesandt erhielt,

auf denen nichts weiter stand als die inhaltsschweren Worte: „Dr. X. und Fräulein F.“ Sie begriff schließlich wohl den Zweck dieser Sendung, schleuderte die Karten zornig zur Erde und rief: „Ha, diesen Streich soll der erbärmliche Mensch schwer büßen!“ und eilte augenblicklich zu ihrem Notar, um den Verwäther wieder aus seinen Himmeln zu stürzen und die Schenkung rückgängig zu machen, allein — es war zu spät. Sie hatte die Sache in ihrer zärtlichen Uebereilung gleich zu rechtskräftig fest gemacht und erhielt den Bescheid, wenn der Beschenkte nicht freiwillig auf die Schenkung Verzicht leistete, so könne sie nichts dagegen thun. Dr. X. aber dachte an nichts weniger, als eine freiwillige Rückgabe des Hausanteils, der ihm so vom Himmel gefallen, und das bitter getäuschte alte Fräulein reichte nun eine Klage gegen ihn ein, welche besagte, daß sie die Schenkung nur gemacht, weil Dr. X. ein Eheversprechen gegeben. Das Gericht entschied jedoch zu Gunsten des Doctors, da die Urkunde gar keine Anhaltspunkte für die Behauptung gab, daß die Schenkung nur bedingungsweise erfolgt sei und kein Beweis für das Eheversprechen vorliege — und so bleibt denn Dr. X. Mitthaus Herr, wenn er sonst Lust dazu hat. — F.

(Eine herablassende Gräfin.) Ein guter, aber ziemlich beschränkter junger Mensch aus der Provinz befand sich seit einiger Zeit als Palais in einem vornehmen Hause in Paris; er war sehr befriedigt mit seinem Schicksal, denn er hatte eben von einer alten Tante die Summe von 1500 Francs geerbt und seine Eltern hatten ihm dabei geschrieben, wenn er sich gut und ordentlich betrage, könne es ihm nicht fehlen, daß er mit Hilfe dieser Erbschaft etwas anfangen und sich binnen einiger Zeit eine solide Selbstständigkeit begründen könne. Er hatte sich diese guten Rathschläge wohl gemerkt und es schien, als ob das Glück ihn zu seinem besonderen Lieblings erkoren habe und ihn auf die schwindelndsten Höhen zu führen gedenke, denn, obwohl er auf sein gutes dickes Gesicht nicht im Mindesten eingebildet war, konnte er es sich doch bald nicht länger verhehlen, daß er einer Dame der großen Welt, einer reichen abligen Wittwe, Namens Gräfin Saint-Hilarion, eine tolle Leidenschaft eingeflößt habe. Er begegnete ihr zwar nicht in der Gesellschaft, sondern vielmehr von Zeit zu Zeit in dem Laden eines Gewürzkrämers, wo sie ihre Einkäufe trotz aller Vornehmheit selbst besorgte; diesen Begegnungen folgte ein herauschend herrlicher Abend im Theater, da ihm die Gräfin ein Billet zu ihrer Loge gegeben hatte, und endlich erhielt er einen Brief, wie ihn nur die heftigste Leidenschaft abzufassen vermag, welcher in folgenden Worten endigte:

„Ich bin thöricht und wahnsinnig! Aber ich liebe meinen Wahnsinn, er ist süß, denn er treibt mich dazu, Dir zu sagen: Louis, willst Du mein Gatte werden? Der Rang, der uns trennen könnte, ich werde ihn Dir geben, denn Niemand ist dessen würdiger als Du! Du kannst zwar nicht meinen Namen annehmen, aber ihn doch dem Deinigen beifügen und Dich dann Bouquet de Saint-Hilarion nennen. Im Uebrigen kümmern wir uns in unserem Glück nicht weiter um die Welt, wir ziehen in ein anderes Stadtviertel und Deine distinguir-

ten Manieren, Dein Gesicht, Deine noble Tournure werden das übrige thun, Dich bald in einen vollkommenen Mann von Welt umzuwandeln.

„Ich habe nicht die Kraft, weiter fortzufahren, was sollte ich auch noch mehr sagen? Ich erwarte voll Sehnsucht Deine Antwort. Gräfin Emmeline von Saint-Hilarion.“

Der unschuldige Louis war ganz geblendet von seinem Glück und wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, wie seine Antwort lautete. Indessen vertraute ihm die schöne Gräfin, daß sie einen Prozeß über die Summe von 1,400,000 Francs führe, welche ihr die Familie ihres verstorbenen Gemahls vorenthalten wolle; sie brauche eben zu einigen Zahlungen in dieser Angelegenheit die Kleinigkeit von 500 Francs, die ihr vielleicht ihr theurer Louis verschaffen könne. Dieser schätzte sich sehr glücklich, ihr die 500 Francs zu Füßen legen zu können und vierzehn Tage darauf zeigte sie ihm an, daß der wichtige Prozeß gewonnen sei. Natürlich erhielt sie aber nicht sofort das Geld ausgezahlt, deshalb brauchte sie noch Einiges, um alle ihre Papiere kommen zu lassen und überhaupt die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu beschleunigen, und so gingen die 1500 Francs, welche Louis von seiner Tante geerbt, vollständig darauf, wonach auch die schöne, glänzende Gräfin wie ein Schatten verschwunden war.

Der schöne Traum war ausgeträumt, aber Louis wollte sich dies nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, er verklagte die Gräfin, worauf es sich herausstellte, daß sie überhaupt gar keine Gräfin, sondern eine übelberühmte Frau, Namens Bernier war, die niemals einen Prozeß zu 1,400,000 Francs geführt. Die Betrügerin wurde zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt — seine 1500 Francs aber sah Louis niemals wieder! — F.

(Ein kurzer Besitz.) Ein reicher junger Brasilianer hatte in Paris eine junge Dame von höchst anständiger Familie kennen gelernt und sich sterblich in das hübsche, liebenswürdige Mädchen verliebt. Er kam zuweilen in das Haus ihrer Eltern, doch hatte er bis jetzt noch keine offene Erklärung gegen seine Angebetete gewagt, weil er nicht wußte, wie ihre Gefühle für ihn beschaffen seien. So kam denn vor Kurzem der Namensstag der jungen Dame heran und der Brasilianer zerbrach sich den Kopf, wie er es in recht zarter Weise anfangen könne, ihr ein kostbares Geschenk zu überreichen und sie zu dessen Annahme zu bewegen, da er dies nicht offen wagen durfte. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke; Fräulein Veronika hatte einst in seiner Gegenwart geäußert, sie finde nichts reizender als ein zierliches Angoraläghen und sie möchte wohl so ein Thierchen besitzen. Der Senhor kaufte nun die schönste Angoralage, die er aufzutreiben vermochte, und besetzte um den Hals des niedlichen Miezchens ein sehr kostbares Perlenhalsband, um dasselbe in dieser Weise seiner Angebeteten in die Hände zu spielen. Am Vormittage des Namensfestes stellte er sich dann ein und überreichte dem freudig überraschten jungen Mädchen das Kästchen. Die junge Dame bemerkte sofort die kostbare Beigabe zu diesem anscheinend so unschuldigen, unbedeutenden Geschenk, aber in dieser Weise dargeboten, ließen sich die Perlen auch nicht

zurückweisen. Sie bedankte sich also auf die anmuthigste Weise und unterhielt sich ziemlich lange mit dem jungen Manne; im Laufe des Gesprächs öffnete man das Fenster, um nach dem Wetter auszuschaun, und ließ das Fenster ein kleines Weilchen offen, um die Sonne und frische Luft in das Zimmer hereinzulassen. Während man dann irgend ein Buch oder Album betrachtete, war das Köpchen zum Fenster hinausgeschlichen, erblickte irgendwo gegenüber eine andere Kage und hopp! war sie mit einem Satz auf dem Fensterbret und zum Fenster hinaus, ohne sich irgend welche Gewissensbisse darüber zu machen, daß sie zugleich das prächtige Perlenhalsband mit entführte. Im Augenblick als das ungetreue Thierchen entsprang, bemerkte der Senhor und Mademoiselle Veronika wohl die Flucht, aber es war zu spät — trotz aller Bemühungen und Nachforschungen war Niemand nicht wieder zu erlangen. Wie es mit der Liebesaffaire der jungen Leute geworden, wissen wir nicht zu berichten — vielleicht hat der Unfall mit dem Namenstagsangebinde die Beiden einander näher gebracht! — F.

(Der Mann dreier Frauen.) Auf der letzten Redoute am Faschingsdienstag in Wien sah man in dem dichten Menschengewühl einen hochgewachsenen, bärtigen Mann, elegant gekleidet, aber unmaskirt nachlässig im Saale herumwandern, bald hier, bald dorthin blickend, ohne zu bemerken, daß ihn an jeder Seite eine Maske begleitete, rechts ein rother Domino, links ein höchst fashionabler weißer Domino mit schwarzem Anspatz. Beide scheinen ihn wenig zu interessiren und man konnte Anfangs glauben, daß sie nur der hochgehende Menschenstrom zufällig an seine Seite placirte und mit ihm weitertrieb. Zuweilen schob sie das Gedränge auseinander, sie wurden für ein Weilchen getrennt, aber es dauerte nicht lange, so hatte er sie wieder zur Seite, sie drängten sich immer weiter neben ihm her; man wußte nicht, ob die beiden Damen zusammengehörten, denn sie sprachen weder miteinander, noch mit dem Herrn, den sie so hartnäckig begleiteten, es schien auch nichts auf ein geheimes Einverständnis zu deuten. Der Herr blieb sehr gleichgültig bei der Sache und ignorirte die beiden Masken vollständig, indem er sie nicht einmal ansah. Man gelangte nach längerer Zeit und mit Mühe endlich an die Ausgänge des kleinen Saales. Da tritt eine Maske im Phantasielostium, ein prächtiges Bouquet in den Händen, an den Mann heran, hält ihn scherzend den Strauß unter die Nase und redet ihn an: „Grüß' Dich Gott, Pepi!“ Lächelnd und die Maske mit forschenden Blicken musternd, ist unser Mann eben im Begriffe, sich mit der Phantasiemaske in eine Unterhaltung einzulassen, da tritt der rosenfarbene Domino rasch zwischen sie, ergreift den Arm des Mannes, den er so lange unbehelligt neben sich gehen ließ und sagt, die Phantasiemaske mit stolzen Blicken messend: „Mit meinem Manne hat hier Niemand per Pepi zu reden!“

Sie hatte zur größten Ueberraschung des Mannes kaum ausgerebet, da trat auch der weiße Domino eben so hastig herbei, nahm den armen Mann beim andern Arm und sagte: „Da muß ich bitten; das ist mein Mann, liebe Maske, und nicht der Deinige.“

Mittlerweile war die Phantasiemaske, welche diesen Streit herbeigerufen, verschwunden; wahrscheinlich dachte sie: mit zwei Frauen dieses Mannes mag ich es doch nicht aufnehmen. Pepi hatte indessen an jedem Arme eine Frau, die Situation muß ihm komisch vorgekommen sein; lachend sagte er: „Liebe Masken, ihr seid offenbar im Irrthum; meine erste Frau, Gott habe sie selig, liegt bereits einige Jahre im Grabe, meine zweite Frau aber zu Hause in ihrem warmen Bette und schläft.“

„Du irrst, lieber Pepi,“ begann der weiße Domino, „sie hat sich aus dem Bett aufgemacht und ist hier, um Dir zu beweisen, daß sie ein Recht hat eifersüchtig zu sein, und ich bin es.“

Darauf fiel der rosa Domino heftig ein: „Ich habe Dir schon gesagt, daß hier Niemand außer mir das Recht hat, lieber Pepi!“ zu sagen, verstehst Du?“

Der weiße Domino entgegnete: „Na, das ist schon zu arg, und das hörst Du so mit an, Du Treulofer? . . .“

Der rosa Domino antwortete noch zorniger: „Die Sache muß ein Ende haben, ich bitte Sie, Ihre Wege zu gehen, Madame, oder ich mache Lärm!“

Der weiße Domino: „O, ich rufe lieber selbst die Polizei!“

Nun mischte sich der Mann ein. „Um Gotteswillen, nur kein Aufsehen! Aber wahr ist wahr, ihr spielt Beide ganz vortrefflich die Rolle meiner Frau; indessen, die Sache wird mir langweilig, laßt mich jetzt los, ich habe nun genug!“

Wie im Chorus sagten die beiden Masken hierauf: „O nein, ich lasse Dich heute nicht mehr los!“

„Dann fahre ich nach Hause,“ rief unwillig der Mann.

„Und ich mit Dir, lieber Mann!“ rief der rosa Domino.

„Und ich auch, lieber Pepi!“ rief gleichzeitig der weiße Domino.

Man denke sich in die Lage des unglücklichen Mannes; seine Frau hat sich, bevor er das Haus verließ, ruhig zu Bette gelegt, und hier hatte er noch zwei Frauen, die ihre Anwartschaft auf seine Person so weit treiben, daß sie Beide mit ihm nach Hause fahren wollen! Salomo, wo bist Du? Aber was nützte hier selbst ein Salomo, denn die beiden Frauen requirirten jede für sich den ganzen Mann, mit einer Hälfte wären sie nicht zufrieden gewesen. Hier heißt es Ernst machen, dachte sich der arme Mann dreier Frauen. „Ich fahre,“ begann er, „fahrt Ihr mit, so ist's gut; wie Euch aber meine Frau, die fürchterlich eifersüchtig ist, empfangen wird, das habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben.“

Eine Viertelstunde später fuhr der Fiacre vor, unser Mann stieg ein, die beiden Masken richtig mit ihm. Was im Wagen für Zankduette zwischen den beiden Dominos aufgeführt wurden, kann man sich wohl denken. Zu Hause angekommen, fragte der Mann das Dienstmädchen, welches ihm öffnete, ob die Frau schlafe, was mit einem resoluten „Ja“ beantwortet wurde.

„Nein, sie schläft nicht,“ rief hierauf der rosenrothe Domino und riß sich die Larve ab. Es war wirklich die Frau.

„Du bist mir also doch nachgegangen trotz Deinem Versprechen, es nicht zu thun?“ frug erstaunt und etwas entrüstet

der Mann. Weinerlich antwortete ihm der entpuppte rosa Domino: „Du siehst, ich hatte wohl Recht, Dir nicht zu trauen. Wer ist denn diese Person hier, die sich getraut, mit Dir nach Hause zu fahren?“

„Ich bin's, lieber Pepi,“ sicherte hierauf der weiße Domino und demaskirte sich. Es war die Schwester des Herrn Pepi. „Ich bin Deiner Frau nachgeschlichen, wie sie Dir nachschlich, um ihrer Eifersucht, die mich selbst ärgert, ein Schnippchen zu schlagen.“

Pepi lachte von Herzen über das Abenteuer, seine Frau aber schämte sich sehr und nahm sich vor, die alberne Eifersucht ganz bei Seite zu lassen; es ist aber die Frage, ob sie diesem Vorsatz gefolgt, oder ob sie's nicht vielleicht bei nächster Gelegenheit wieder grade so macht. —

(Noch eine Maskenballgeschichte.) Nicht weniger amüßant ist folgendes Geschichtchen, welches gleichfalls vor Kurzem in Wien spielte und das Verfahren gewisser Masken deutlich beleuchtet. Ein junger Arzt erhielt eines Tages ein zierliches Billetchen, worin er feierlichst eingeladen wurde, sich auf dem letzten Theatermaskenball zu einem Rendezvous einzufinden. Es trug die Unterschrift „Amélie“ und Fräulein Amélie versprach darin, „sich um 11 Uhr in der Restauration einzufinden, wo sie den amüßanten Doctor zu treffen hoffe.“ Der junge Doctor befand sich am Tage des Maskenballs zwischen 5 und 6 Uhr Abends in einer Gesellschaft, wo er auch mehrere Kollegen antraf. Einer derselben frug ihn, ob er nicht Lust habe, heute auf den Maskenball im Theater an der Wien mitzugehen.

„Lust habe ich grade nicht,“ antwortete der Doctor hierauf, „aber eine Einladung, dort zu erscheinen.“

„Eine Einladung? Die habe ich auch,“ entgegnete der Kollege, „sehen Sie (damit hielt er ihm ein Briefchen hin), um 1 Uhr bin ich von einer Dame in's Biffetzimmer bestellt.“

„Ach, das ist nicht schlecht!“ ruft der amüßante Doctor aus, nachdem er den Brief gesehen, „das ist ja auch Fräulein Amélie's Handschrift!“ Es war in der That ihre Schrift. Fräulein Amélie hatte sich den einen Doctor in die Restauration, den andern in's Biffetzimmer bestellt.

„Wenn die Herren hingehen, dann schließe ich mich Ihnen an,“ rief hierauf ein Dritter aus der Gesellschaft, der hinzutreten war.

„Haben Sie vielleicht auch ein Rendezvous?“ frug ihn lächelnd der „amüßante“ Doctor, als ob er ihm so etwas gar nicht zugetraut hätte.

„Gewiß habe ich eines, aber sehr spät erst, meine Herren; meine Maske begehrt mich erst um 3 Uhr früh zu sehen. Standplatz des Rendezvous ist bei der Garderobe rechts,“ erwiderte der Dritte und reichte den Beiden ein Briefchen hin, welches abermals „Amélie“ unterzeichnet war. Es war ein und dieselbe Handschrift auf allen drei Briefchen.

„Es ist mir sonnenklar,“ begann hierauf der amüßante Doctor, „was Fräulein Amélie, die wir alle Drei kennen, von uns

will. Ich soll ihr das Souper bezahlen, dazu ladet sie mich um 11 Uhr in die Restaurationsfäle; Sie sollen ihr dann um 1 Uhr am Biffet eine oder zwei Portionen Eis bezahlen —“

„Und ich, was soll ich?“ fiel der Dritte dem Doctor in die Rede.

„Von Ihnen, lieber Freund, denkt die Maske — billiger als von uns; Sie haben ihr Rendezvous um drei Uhr erst, um das Garderobengeld zu erlegen.“

Die drei Herren schienen über ihre „Amélie“ eines Gedankens zu sein, denn sie billigten des Doctors Auslegung vollkommen und ebenso den Feldzugsplan, den er gegen die Dame entwarf. In einigen Stunden (Fräulein Amélie wird nun Toilette gemacht haben) brachte man ihr drei Briefchen; in dem einen lagen zwei Gulden mit der Aufschrift: „Für das Souper von Dr. G.“; in dem andern waren 30 Kreuzer nebst der Bemerkung: „Für ein Gefrorenes als Stellvertretung des Dr. G.“ Im dritten lagen zwanzig Kreuzer mit der Notiz: „Für Garderobebetrag als Stellvertretung für Dr. J.“

Die drei Briefchen werden „Fräulein Amélie“ genügend darüber aufgeklärt haben, was für einen Streich ihr der Zufall gespielt hat. Gewiß suchte und fand sie Tröstung in den betreffenden Beilagen der drei Briefchen; vielleicht hatte sie auch noch ein viertes geschrieben, um Jemanden zu haben, der ihr eine Droschke zum Nachhausefahren bezahlen sollte. —

(Ein Hotel-Reglement.) Die Aurora-Times berichtet, daß der Eigentümer des Keese-River-Hotels zu Aurora im Territorium von Nevada, einem der besuchtesten Goldgräberbezirke, folgendes Reglement in seinem Hause angeschlagen hat:

„Die Pension wird unabänderlich vorausbezahlt; sie beträgt mit den beliebten weißen Bohnen als tägliches Gericht 15 Dollars; ohne Bohnen 12 Dollars. — Salz gratis. — Es ist den Pensionären unter keiner Bedingung gestattet, mit dem Koch zu sprechen. — Keinerlei Extragericht wird servirt oder geduldet. — Kartoffeln zum Mittagessen. — Es ist streng untersagt, irgend Etwas vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. — Es ist verboten, bei Tische zu pfeifen.“

„Die Herren sind gebeten, sich draußen zu reinigen und sich das dazu nöthige Wasser selbst zu verschaffen. — Spiegel gratis. — Handtücher aus Sackleinwand gefertigt sind hinten im Hause zu haben. —

„Jeder Platz in der Nähe des Ofens wird extra bezahlt. — Jedes Individuum, welches eine Schlafstelle haben will, muß Stroh mitbringen, um sich darauf zu legen. — Betten im großen Saale sind für die Reisenden und Abonnirten reservirt; wer im Schenzzimmer schläft, darf die Stiefeln nicht ausziehen. — Im Hause wird um 5 Uhr, in der Scheune um 7 Uhr früh aufgestanden. — Es wird kein Erz angenommen, weder zum Aufheben noch als Zahlung. — Es wird gebeten, sich nicht bei Tische zu prügeln. — Jeder, wer diesem Reglement zuwider handelt, wird unmittelbar mit dem Tode bestraft.“ —